Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Forum Stadt

DIE ALTE STADT

45. Jahrgang
2|2018

Schwerpunkt:

Plan oder Projekt?

Aktuelle Herausforderungen der Stadtentwicklung

Herausgegeben von:
Robert Kaltenbrunner und Stefan Krämer

Aus dem Inhalt:

Konrad Hummel
Das Beben des Urbanen
Lässt sich Stadt noch planen?

Klaus Overmeyer / Cordelia Polinna
Paradigmen prozesshafter Planung

Daniela Brahm
Ausbau des Vorhandenen

Marta Doehler-Behzadi
StadtLand –
Eine IBA für Thüringen

Hanno Rauterberg
Kunst und öffentlicher Raum

Paul Börsch
Planung über Projekte in Erfurt

Gregor Langenbrinck
Plan oder Projekt? Suche jenseits der Komfortzone

Forum Stadt
Verlag

Forum Stadt

Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« in Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen, Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel (†) und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)
Simone Cutui (Lektorat)
Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen, Geographisches Institut
Prof. Dr. Andreas Gestrich, London, Deutsches Historisches Institut
Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern, Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz
Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin, Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung
Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte
Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart, Institut für Architekturgeschichte
Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung
Prof. Dr.-Ing. Barbara Schönig, Bauhaus-Universität Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik
Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt, Institut für Geschichte
Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
Email: hans.schultheiss@email.de
Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitgliederzeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 92,- Einzelheft EUR 25,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt, zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49 (0) 8581 - 9605-754
E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröffentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheberrechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Einspeicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmigung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebsch & Rochol Druck, Hamm

© 2018 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924

Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Plan oder Projekt?

Aktuelle Herausforderungen der Stadtentwicklung

Herausgegeben von Robert Kaltenbrunner und Stefan Krämer

Editorial

Robert Kaltenbrunner / Stefan Krämer 99

Abhandlungen

Konrad Hummel
Das Beben des Urbanen – oder lässt sich Stadt noch planen? 113

Klaus Overmeyer / Cordelia Polinna
Auf dem Weg zu einem neuen Paradigma der prozesshaften Planung 127

Daniela Brahm
ExRotaprint Berlin: Der Ausbau des Vorhandenen 141

Marta Doehler-Behzadi
StadtLand: Eine IBA für Thüringen 147

Hanno Rauterberg
Über die neue Lust am Temporären.
Wie die Kunst den öffentlichen Raum verändert 157

Paul Börsch
Planung über Projekte in Erfurt?
Eignen sich Konstruktionsprinzipien der alten Großstadt als
Planungshypothese für die nachhaltige Stadt der Zukunft? 165

Gregor Langenbrinck
Plan oder Projekt? Auf der Suche jenseits der Komfortzone 173

Autorinnen / Autoren 188

Auslobung Otto-Borst-Preis 2019 190

Besprechung

Jörg Friedrich / Peter Haslinger u.a. (Hrsg.), Zukunft: Wohnen.
Migration als Impuls für die kooperative Stadt *(Albrecht Göschel)* 191

Robert Kaltenbrunner / Stefan Krämer

Plan oder Projekt? Aktuelle Herausforderungen der Stadtentwicklung[1]

Editorial

Der Philosoph René Descartes hat es, in seiner „Abhandlung über die Methode", schon vor gut 350 Jahren beklagt: „Denn man mag zwar, wenn man die Gebäude der alten Städte jedes für sich betrachtet, sie geradeso kunstvoll oder selbst kunstvoller finden als die neueren Städte, sieht man aber ihre Anordnung an, und bemerkt, wie hier ein großes, dort ein kleines steht, und wie sie die Straßen krumm und ungleich machen, so sollte man sagen, dass eher der Zufall als der Wille vernunftbegabter Menschen sie so angeordnet hat." Es lassen sich unzählige ähnliche Urteile oder Einschätzungen in der mitteleuropäischen Geistesgeschichte finden. Dabei ist es als Metapher ja durchaus plausibel, dass Städte Organismen sind, die sich unkontrolliert und kaum planbar entwickeln, dass sie aber zugleich Objekt von Planung, Städtebau und Ordnungsphantasien geworden sind.

Wie weit ist es damit heute her? Wir sind es gewohnt, die Stadt als Gegenstand laufender Optimierung zu betrachten: gleichsam eine Akkumulation stetiger Verbesserungen. Die heutige Stadt (zumindest in unserem Kulturraum) verdankt ihren

1 „Plan oder Projekt? Aktuelle Herausforderungen der Stadtentwicklung" war Thema der Internationalen Städtetagung am 8. und 9. Mai 2017 in Erfurt, die Forum Stadt e.V. gemeinsam mit der Wüstenrot Stiftung ausrichtete. Bei dieser Tagung sollte es nicht um ein Gegeneinander der Ansätze gehen, oder darum, alte Muster oder Theorien der Planung durch neue zu ersetzen. Vielmehr wurden Ansätze für ihre sinnvolle und intelligente Kombination diskutiert. Die Beiträge dieses Themenheftes gehen auf die Veranstaltung zurück, verstehen sich indes nicht nur als deren Dokumentation, sondern auch als Impulse für eine weiterführende Diskussion.

Gehalt und ihre Leistung dem Einbezug immer wieder neuer Vorgaben, z. B. des Umweltschutzes, der Behindertengerechtigkeit, der Energieeffizienz, des Lärmschutzes, der Klimaanpassung usw. All das verlangt ausgewiesene Fachkenntnisse und einen gewaltigen Apparat zu deren Verwaltung und Kontrolle. Gearbeitet wird zumeist mit Plänen, die jeweils nur einzelne Aspekte des Stadtganzen isoliert behandeln und optimieren. So weit, so gut. Aber die Mechanismen und Zielsetzungen der Fachplanung, die in sich immer anspruchsvoller und komplexer wird, widersprechen sich gegenseitig mehr und mehr. Außerdem ist es kaum mehr zu schaffen, die Teilsysteme wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen. Hinzu kommt, dass Baupolitik heute mit zwei merkwürdig kontroversen Phänomenen rechnen muss: Einerseits dem eher unbewussten Fortschreiben traditioneller Leitbilder – und andererseits dem Umstand, dass viele Bauentscheidungen nicht von Sinnfälligkeit, Vernunft und langfristiger Wirtschaftlichkeit abhängen, sondern von Moden, Zeitgeschmack und immer noch: von Fortschrittshoffnungen. Damit muss man sich zwangsläufig Gedanken über die Grenzen der Planung machen.

Die Bedingungen für die aktuelle Situation der Stadtplanung und -entwicklung sind nicht ganz so eindeutig, wie es auf den ersten Blick scheint. Mehr noch: Es gibt heute kein vergleichbar starkes Planungsparadigma für großflächige Stadtentwicklung wie es etwa das funktionalistische Leitbild war (ohne dass wir es freilich zurückwünschen würden). Vielleicht sind deshalb Städtebau und Stadtentwicklung aktuell geprägt von einer ausgesprochenen Fixierung auf Projekte. Beispielsweise haben wir es derzeit mit einer Inflation von Formaten in der Planung zu tun. IBA, IGA, Europäische Kulturhauptstadt, Green Capital Award, Bundesgartenschau, Landesgartenschau, Regionale Projektschau.

Rainer Molitor hat dazu einmal zwei wichtige Gründe benannt: Zum einen allokiert Politik das wenige Geld, was zum Gestalten noch übrig bleibt, gerne in wettbewerblichen Prinzipien. Die Auswahlmechanismen sind immer auch eine Zuspitzung von politischer Macht inklusive der darauffolgenden Budgetierung. Zum anderen sind die Formate kommunalpolitisch „hoffähig" geworden. Sie versprechen in einer vermeintlich einfach griffigen Formel Investitionen in Zukunftsprojekte und substituieren daher auf der politischen Seite eine umfassende Auseinandersetzung. Allen diesen Formaten ist gemein, dass sie für einen definierten Raum eine Aufmerksamkeit auf einen Veränderungsprozess lenken, der mit beispielgebenden Projekten hinterlegt werden soll. Im Umkehrschluss scheint eine gute ambitionierte und innovative Stadt- und Regionalentwicklung ‚im Alltag' nicht mehr zu realisieren sein.

Nun wollen wir hier keinesfalls die endlosen Debatten über die Beteiligungsformen bei Stuttgart 21, oder über den ebenso unsäglichen wie offenbar unendlichen Bau-Prozess des Flughafens Berlin-Brandenburg (BER) oder über die Kostenent-

wicklung bei der Elbphilharmonie in Hamburg wieder aufleben lassen. Um diese Art solitärer Großprojekte und die Bedingungen ihrer Planung und Realisierung soll es nicht gehen. Vielmehr steht die Frage der Wechselwirkung zwischen Plan und Projekt im Vordergrund – und ob bzw. wie diese neu justiert werden muss.

Zweifellos haben sich die Rahmenbedingungen des Urbanismus in den letzten Jahren erheblich verändert. In den Städten Europas wächst, nicht zuletzt aus Protest gegen Finanzkrise und globalisiertes Wirtschaftsgebaren, eine neue Kraft des urbanen Wandels. Die Mentalität des Selbermachens tangiert nicht nur die Raumnutzung, sondern auch die Architektur. Ob nun ‚Reclaim the Streets' und Zwischennutzer, ob Urban Gardening oder Stadtpioniere: In und mit solchen – mitunter anarchischen – Aktionen scheint sich tatsächlich eine Art des gesellschaftlichen Wandels anzukündigen: Das Verhältnis von individueller Handlungsautonomie und sozialer Ordnung wird auf der städtischen Bühne gerade neu austariert. Dazu gehört auch die These, dass die temporäre Nutzung das Gegenteil eines Masterplans sei: Denn sie gehe vom Kontext und vom aktuellen Zustand, statt von einem fernen Ziel aus, sie versuche Bestehendes zu verwenden, statt alles neu zu erfinden, sie kümmere sich um die kleinen Orte und kurzen Zeiträume. Darin artikuliert sich ein alternatives Stadtplanungsverständnis: Statt die Entwicklung der Verwaltung und der Ökonomie allein zu überlassen, versuchen beispielsweise die Zwischennutzer ein Aneignen der Stadt zu erproben (wobei sie sich auch gerne auf Konzepte der Situationistischen Internationale berufen). Eine do-it-yourself-Mentalität tritt an die Stelle des bloßen Konsums von Stadtgesellschaft und Stadtraum.

Aktuell sind offenbar auch viele Architekten und Planer bereit, einen Gutteil ihrer Aufmerksamkeit dem Unbeständigen und Unbestimmten in den Städten zu widmen. Mal bewundernd mal verunsichert zeigen sie auf die Lücken und Brüche, die eine spontane und informelle urbane Aneignung ermöglichen. Dahinter steht mitunter affirmative Absicht: Denn angesichts von Krise und Geldknappheit wirkt es nötiger denn je, Planungen zu entwickeln, die sich von der ‚normalen' Logik der Stadtentwicklung abwenden und die bisher üblichen stadtplanerischen Drehbücher zu Immobilien, Baukrediten, Arbeitskräften im Bauwesen und Wohnungsbau neu definieren. Entwurf bzw. Planung, so scheint es, wandeln sich zu einem ko-kreativen Prozess. Eine Ästhetik des ‚Non-Finito' reüssiert allenthalben, eine neue Anerkennung und Wertschätzung ephemerer Stadtentwicklung. Nicht länger, so der postulierte Anspruch, werden abgeschlossene Produkte abgeliefert, sondern ein Zyklus der Gebrauchswerte, die sich den wechselnden Bedürfnissen der Mitwirkenden anpassen. Offen bleibt freilich, ob das Provisorische zur tragfähigen Gestaltungsstrategie taugt.

Einerseits wird heute allenthalben ein Integrierter Stadtentwicklungsplan gefordert. Aber gibt es sie denn noch, jene enzyklopädische Vollständigkeit eines flächen-

Abb. 1: St. Petersburg - Aktuelle Wirklichkeit; Foto: *Stefan Krämer.*

deckenden Plans, der alle Probleme auf einmal lösen kann? Und verfügen wir in unseren Gemeinwesen über politische Institutionen, die den Kraftakt eines großen Zielmodells noch bewältigen? Andererseits kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Konzentration auf einzelne Projekte eine pragmatische und zielorientierte Lösung zu bieten scheint. Diese zeichnen sich regelmäßig dadurch aus, dass sie zeitlich befristet, räumlich begrenzt und publikumswirksam fokussiert sind. Im Dilemma zwischen wachsendem Legitimationsdruck und wirtschaftlichen Zwängen scheint die Konzentration auf einzelne Projekte eine Art von Patentlösung zu liefern. Die Stadtpolitik setzt dabei gemäß Richard Floridas Theorie der Kreativen Klasse auf die sogenannte Kreativwirtschaft, während zivilgesellschaftliche Initiativen ganz eigene Ideen verfolgen. Häufig geht es um die Vermarktung der Standorte im Sinne von Branding. Prominente Beispiele sind die Hafencity in Hamburg, der Rheinauhafen in Köln oder auch die Komplettierung des Neumarktes in Dresden. Lässt sich Stadtpolitik tatsächlich nur noch durch einzelne Projekte umsetzen?

Der Begriff des Branding ist freilich auch noch aus einer anderen Warte erhellend. Denn er verweist darauf, welche Bedeutung die öffentliche und vor allem die mediale Resonanz auf die Architektur eines Gebäudes nicht nur für dessen Wahrnehmung, sondern auch für den Bekanntheitsgrad der Stadt hat, in der es steht. Die ökonomische Bedeutung erfolgreicher Projekte in Architektur und Städtebau ist in den vergangenen Jahrzehnten immer weiter gewachsen. Ein hoher Bekanntheitsgrad und ein damit verbundener Werbewert lassen solche Projekte im europaweit

Abb. 2: Gent, Stadthaus; Foto: *Robert Kaltenbrunner.*

wachsenden Segment des Städtetourismus inzwischen unverzichtbar wirken. Im Idealfall scheinen sie nicht nur in der Lage zu sein, ihre Entstehungskosten selbst zu refinanzieren, sondern zugleich auch Fehler und Versäumnisse bis hin zu „offenen Wunden" in der Stadtentwicklung zu heilen. Ihr Wert – ökonomisch wie medial – kann sich offenbar so dynamisch steigern, dass selbst vervielfachte Entstehungskosten angesichts der erreichten Wirkungen wieder relativiert werden, wie die aktuelle Einschätzung der Elbphilharmonie bereits wenige Monate nach ihrer Eröffnung eindrucksvoll unterstreicht.

Erfolgreiche Projekte können wie Magnete auf ein externes Publikum wirken; gerade Städte, die von einem dispersen oder blassen baukulturellen Erscheinungsbild geprägt sind, können durch herausragende Einzelprojekte im medialen Zeitalter eine vorher nicht gekannte Bedeutung gewinnen. Diese wird leicht an einem konkreten Beispiel und dessen Erfolg erkennbar, für das als Begriff der „Bilbao-Effekt" geprägt wurde. Er bezieht sich auf das in Bilbao durch den Architekten Frank O. Gehry gebaute Guggenheim-Museum und seine vielfältigen Auswirkungen auf Attraktivität, Bekanntheit und Wahrnehmung dieser Stadt. Vieles spricht dafür, dass die Komplexität und die Sorgfalt einer integrierten Stadterneuerung, wie sie in Bilbao bereits deutlich vorher eingeleitet wurde, bei dieser Interpretation massiv vernachlässigt wird. Das spektakuläre Solitär-Projekt ist jedoch leichter verständlich und vermittelbar als der vielschichtige, auf einem Zusammenspiel verschiedener Bereiche und Phasen basierende Plan.

Abb. 3: Bilbao, Guggenheim-Museum von Frank O. Gehry; Foto: *Simone Cutui.*

Inzwischen ist es eine oft kopierte Strategie geworden, eine gezielte Aufwertung von Städten durch herausragende Gebäude zu erreichen, die von weltweit bekannten Architekten gebaut werden. Die mediale Aufmerksamkeit und der daraus resultierende Bekanntheitsgrad sollen zu einer Neubewertung und zu einem neuen Profil dieser Städte führen. An dieser Strategie lässt sich ein wichtiger Aspekt in der Veränderung der öffentlichen Kommunikation erkennen; die Balance einer ausgeglichenen Wahrnehmung von einzelnen Architekturbeispielen im Verhältnis zu komplexen und vielschichtigen Aufgaben der Stadtentwicklung hat sich verschoben. Die Hervorhebung einzelner Gebäude und die damit verbundene Konzentration auf die Gestaltung und die Qualitäten dieser Gebäude ersetzt in der öffentlichen Diskussion allzu häufig eine ausführlichere Erörterung von zentralen Themen der Stadtentwicklung und des Städtebaus. Gleichsam „auf der Strecke" bleibt das Verständnis einer wahrhaft integrierten Planung, wie es Lucius Burckhardt einmal exemplarisch an einer Haltestelle festgemacht hat: Der Schnitt muss nicht „zwischen Haus, Straße und Kiosk [liegen], um bessere Häuser, Straßen und Kioske zu bauen, sondern [...] der Kiosk lebt davon, dass mein Bus noch nicht kommt und ich eine Zeitung kaufe, und der Bus hält hier, weil mehrere Wege zusammenlaufen und die Umsteiger gleich Anschluss haben".

Woran liegt das? Ein Grund ist sicher, dass die Fokussierung auf herausragende Einzelprojekte eine Vereinfachung ermöglicht von einer komplexen Stadtentwicklung mit unterschiedlichen Facetten und Ebenen auf eine klar begrenzbare Ar-

chitekturaufgabe, zu der sich alle Beteiligten leichter positionieren können. Die zunehmende Neigung, einzelne Leuchtturmprojekte der Architektur in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion über die Zukunft der Städte zu stellen, wird deshalb nicht nur von Architekten, sondern häufig auch von Planern, Kommunalpolitikern und Vertretern der Zivilgesellschaft aktiv mitgetragen.

Es ist eine moderne, gewandelte Form der Kommunikationskultur, die einem wachsenden Bedürfnis nach klaren Positionen, der Suche nach einfachen Antworten und dem Wunsch nach eindeutigen Lösungen entspricht. Die Gefahr, die aus dieser Entwicklung entstehen kann, besteht in der zunehmenden Vernachlässigung von Aufgaben und Schwerpunkten der Stadtentwicklung, die vor allem in der anspruchsvoller gewordenen Kommunikation zwischen Experten und Laien nur schwer behandelt werden können. Der ökonomische Wert herausragender Architektur, der sich vor allem auf dem Gebiet der Werbung und der Imagebildung manifestiert, fördert eine mediale Auffälligkeit um nahezu jeden Preis. Nicht selten gehören die städtebauliche Integration und die Gestaltung der öffentlichen Bereiche zu den Aufgaben, die darüber als erste Anforderungen vernachlässigt werden.

Es ist mehr als eine bloße Vermutung, dass jeder, der sich urbanistisch engagiert, hat lernen müssen – an verschiedenen Orten und in den unterschiedlichsten Kontexten –, dass die Planbarkeit der Stadt Grenzen hat. Deshalb ist es interessant, einmal mit anderen Augen auf die Situation zu schauen. Folgt man dem Wissenschaftsphilosophen Michael Polanyi, so könnte man diese Frage der Planbarkeit mit dem Zusammenlegen eines großen Puzzles durch verschiedene Personen vergleichen. Es ist nicht ohne weiteres zu sehen, welche Teile wie zusammengehören; und wenn niemand sagen kann, welches Bild das Puzzle ergeben wird, wäre es unsinnig, das Handeln der Puzzlespieler durch konkrete Anweisungen eines Spielleiters zu koordinieren. Ausschließlich mit Hilfe allgemeiner Regeln der Zusammenarbeit wird man allerdings auch nicht viel erreichen. Es geht ja nicht darum, dass jeder Mitspieler möglichst ungestört seine eigene Version des Ganzen bildet, sondern darum, das für alle gleiche Bild zusammenzulegen. In dieser Situation erscheint es am vernünftigsten, jedem Spieler die Freiheit zu lassen, die Zusammengehörigkeit der Teile zu erproben. Gleichzeitig muss jeder Spieler jedoch im Blick behalten, welche Teile die anderen vor sich haben und welche Fortschritte sie beim Zusammenlegen machen. Denn jeder benötigt für seinen Ausschnitt des gesamten Bildes wahrscheinlich Teile, die bei anderen liegen, und vor jedem können Teile liegen, die in seinen Ausschnitt nicht passen, die aber andernorts benötigt werden.

Wenn man diese Gedanken rückuberträgt in die Sphäre von Städtebau und Stadtentwicklung, dann muss man vielleicht sagen, dass weder die Voraussetzungen für klare Regieanweisungen gegeben sind noch eine neoliberale Haltung des

Abb. 4: Istanbul; Foto: *Stefan Krämer.*

anything goes akzeptabel ist. Weder ein fest betoniertes Leitbild hilft weiter, noch ein bloßes muddling through, ein inkrementalistisches Sich-Durchwurschteln.

Nun könnte man vielleicht behaupten, dass doch längst eine Lösung gefunden sei. Und zwar mit dem Terminus von der ‚Europäischen Stadt'. Dieser Begriff hat ja etwas Leitbildartiges. Er steht für die dichte, gemischte Stadt. Für die Überzeugung, dass dies die für die Zukunft geeignete Form sei, die Differenzen vermitteln, Konflikte handhabbar machen könnte. Dass sie die geeignete Antwort auf die ökologischen Herausforderungen sein könnte. Dass sie eine Form sein könnte, die der gemeinschaftlichen Orientierung an einem überwölbenden politischen Ideal dienen könnte: Nämlich einer toleranten, den freiheitlichen Werten verpflichteten Stadtgesellschaft. Und dass diese Stadt planbar ist.

Hier muss man freilich ein Fragezeichen setzen. Lange galt das Postulat: Architekten kümmern sich um die Häuser und Objekte einer Stadt, Planer um die technischen und – soweit planbar – gesellschaftlichen Grundlagen und darum, dass die Stadt „funktioniert". So schafften die einen Grundlagen, sahen Infrastrukturen vor, zonierten den Stadtkörper und sorgten auf einer übergeordneten Ebene dafür, dass das Leiden, wie es ein renommierter Planer einmal in einem Kamingespräch gesagt hat, möglichst gleichmäßig verteilt wird. Parallel tobten Architekten sich in Form von Objekten aus, die in dem vorgegebenen Rahmen möglichst viel künstlerisches Ego zu Tage brachten. Zugegeben, ganz so drastisch ist es nicht, doch trotz aller Po-

lemik, so ganz anders auch wieder nicht. Vor allem aber fehlt im Alltag eine Bezugnahme auf das Leitbild der ‚Europäischen Stadt', die über bloße Rhetorik oder blumige Versprechungen hinausgeht.

Insofern ist die Frage naheliegend, ob der überwiegend in Fachkreisen mit einer gewissen Regelmäßigkeit erkennbar werdende Stolz auf unser Bild und unsere Wahrnehmung der Europäischen Stadt in vollem Umfang berechtigt ist, oder ob wir ihn nicht stärker hinterfragen müssen – im Sinne einer kritischen Selbstversicherung, nicht als billige Polemik. Der renommierte Stadtsoziologe Walter Siebel sieht in ihr eine einmalige Emanzipationsgeschichte, die Grundlage für die politische, ökonomische und soziale Emanzipation des Bürgertums. Im Ideal handelt es sich um eine gewachsene Stadt: Sie ist lebendig, tolerant, urban, manchmal auch kleinteilig; sie manifestiert sich in einem Wechselspiel des Nebeneinanders und Miteinanders, von Individualität und Mehrheit, von persönlichen Rechten und gesellschaftlichen Interessen (Jürg Sulzer).

Stimmt das eigentlich tatsächlich mit der Realität überein? Es sei hier nur auf die aktuelle Debatte um Wohnraum, Chancengleichheit und Teilhabeperspektiven verwiesen, als Beispiel für den beobachtbaren missing link zwischen Alltag und Leitbild und für eine immer wiederkehrende Ambivalenz in den Entwicklungen. Die bewusst herbeigeführte Stärkung der Wohnfunktion unserer Städte ist Teil unserer Idee von einer Europäischen Stadt und sie ist unverzichtbar, um das Ziel einer Annäherung der Sozialstrukturen von Kernstädten und Umlandgemeinden zu erreichen, mit den erhofften positiven Auswirkungen auf die Finanzsituation der Kernstädte. Aber zugleich müssen wir feststellen, dass es anders läuft als geplant, denn die neue Nachfrage nach dem Wohnen in der Stadt richtet sich häufig nur auf ausgesuchte Standorte mit hohen Lage-, Quartiers- und Umweltqualitäten. Sie verteilt sich nicht gleichmäßig, weder innerhalb der Städte noch zwischen verschiedenen Städten oder zwischen Städten und ihrem Umland.

In der Folge wird eine residenzielle Segregation – nach ökonomischen, sozialen, kulturellen, generativen oder ethnischen Kriterien – als Thema präsenter, als es nach unseren Vorstellungen und Zielen sein sollte. Zu oft überlagern sich dabei mehrere Merkmale und es kommt zu einer Kumulation von individuellen wie strukturellen Problemlagen. Die soziale Mischung – ein Kerngedanke unserer Orientierung – ist in vielen Städten stärker gefährdet als es der von Walter Siebel postulierten „Tradition der europäischen Stadt als einer sozialstaatlich regulierten Institution gesellschaftlicher Integration" entspricht. Zugleich – auch hier mit Bezug auf Walter Siebel – gehört zu den wichtigsten Argumenten für die Überlebensfähigkeit der europäischen Stadt ihre Aufgabe und Funktion als Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, ist es notwendig, die Attraktivität der Innenstädte als Wohn- und Lebensort für hochqualifizierte Arbeitskräfte mit nicht-

familialen Lebensweisen zu stärken und die wachsende Bedeutung urbaner Milieus für wissensbasierte Ökonomien anzuerkennen.

Wir haben deshalb keine Alternative zu einer weiter fortschreitenden Re-Urbanisierung, aber wir können unsere Idee, unseren Plan nicht realisieren ohne ambivalente Entwicklungen. Oder doch? Wie lösen wir die zahlreichen Herausforderungen, die es in den kommenden Jahren zu bewältigen gilt, ohne dass sich dadurch ungewollte Effekte entwickeln oder verstärken können? Eher durch gute, grundsätzliche und integrierte Gesamtplanung oder durch vernetzte, herausragende Leuchtturmprojekte und die von ihnen ausstrahlenden Effekte und Impulse?

Die Tagung und die Beiträge[2]

Solchen und weiteren Fragen spürte die internationale Städtetagung am 8. und 9. Mai 2017 in Erfurt nach, die Forum Stadt e. V. gemeinsam mit der Wüstenrot Stiftung ausrichtete. Plan oder Projekt – das Thema betrifft Groß- und Kleinstädte sowie die ländlichen und suburbanen Räume. Viele Gründe lassen heute eine grundsätzliche und integrierte Gesamtplanung eher flüchtig erscheinen. Ambitionierte und langfristig angelegte Pläne kollidieren mit den gesellschaftspolitischen Realitäten und mit den Realisierungsbedingungen vor Ort. Doch sollte es nicht um ein Gegeneinander der Ansätze gehen, oder darum, alte Muster oder Theorien der Planung durch neue zu ersetzen. Vielmehr sollten Ansätze für ihre sinnvolle und intelligente Kombination diskutiert werden. Es ist wenig überraschend, dass eingangs die zentrale Frage darin lag, wie es denn tatsächlich um das Verhältnis von Plan und Projekt bestellt sei. Die Referenten und Diskutanten setzen dazu – wie zu erwarten – unterschiedliche Akzente:

Für ***Jürgen Bruns-Berentelg*** ist Stadtentwicklung ohne große Projekte heute gar nicht mehr denkbar. Sie verbinden Infrastruktur und Entwicklung und sind ein entscheidender Transmissionsriemen der künftigen Stadtpolitik, weil eine hierarchische und thematisch segmentierte Verwaltung diese weder formulieren noch gestalten könne. Eine „Projektifizierung" im Sinne einer Fragmentierung der Stadtentwicklung befürchtet er nicht; zum einen weil viele Einzelvorhaben aus seiner Perspektive auch einen Gesamtplan darstellen und realisieren können und zum anderen, weil die zunächst geplante zeitliche Begrenzung von Projekten häufig nicht bindend ist. So blieben Entwicklungsgesellschaften oder andere Institutionen oft bestehen und laufen nach ersten Vorhaben weiter und große Einzelprojekte seien von Beginn an nicht von den übergeordneten Entwicklungsperspektiven entkoppelt: „Learning in projects remembering in concepts".

2 Die im Folgenden erwähnten Vorträge von Jürgen Bruns-Berentelg und Cord Soehlke sind in diesem Heft nicht dokumentiert.

Paul Börsch ist von dieser Einschätzung nicht allzu weit entfernt, wenn er fragt, ob die Umsetzung von Planung überhaupt ohne Projekte möglich sei. Allerdings weist er darauf hin, dass sie einer Partitur im Hintergrund folgen sollte. Für ihn ergeben sich Fragen und Unsicherheiten eher aus der Tatsache, dass die „Halbwertszeit" von Planung im Sinne von statistischen Prognosen, attestierten Rahmenbedingungen oder erwarteten Entwicklungen immer kürzer wird. Aus diesem Grund wird das Erkennen und Nutzen von „Zeitfenstern" immer wichtiger ebenso wie eine Verabredung und Selbstbindung der Akteure in einer Stadt, die für Börsch zu einer spezifischen Eigenlogik der Städte führen kann.

Cordelia Polinna legt Wert auf die Einsicht, dass der Städtebau sich nicht länger allein auf die bekannten Attribute „robust-gemischt-gut gestaltet" zurückziehen könne. Change Prozesse im Stadtbauen erfordern mehr als Pläne und Projektsteuerung, Innovation entsteht durch einen anderen Umgang mit (anderen, neuen) Akteuren (Bewohnern), der auf Augenhöhe erfolgen muss. Im Vordergrund müssen für Polinna die Menschen stehen, die die Stadt nutzen, und ein Dialog darüber, wie sie hier zusammenleben wollen. Hierfür brauche es Zeit und Orte, an denen Stadt mit geringem Risiko getestet und ausprobiert werden kann.

Daniela Brahm personifiziert eben diese Haltung, indem sie beispielhaft für eine aus der Warte der Nutzer die Initiative ergreifende, interventionistische Position steht. Zu der von ihr vertretenen offenen und profitfernen Form der Stadtentwicklung gehört selbstverständlich, dass es auch auf Seiten der Nutzerinnen und Nutzer vielfältige und unterschiedliche Partikularinteressen gibt. Sie können jedoch über einen gemeinsamen Ort und seine Nutzung gebündelt werden und damit aktiver Teil einer Gesamtperspektive der Stadtentwicklung sein. Ihr aus der Perspektive einer aktiven Beteiligung verfasster Beitrag fokussiert ein konkretes urbanes Umbauvorhaben: Das Gelände von ExRotaprint im Berliner Stadtteil Wedding. Er versteht sich darüber hinaus als ein Plädoyer für Bottom-Up-Projekte, durch die auch ohne expliziten Gesamtplan wichtige Ziele erreicht werden können, und die dazu beitragen, einen Konsens über die Inhalte und Qualitäten von Stadtentwicklung zu finden – und damit indirekt oder ungeplant zu einem Teil eines größeren Plans werden.

Daran knüpft auch ***Hanno Rauterberg*** an (der ursprünglich ebenfalls an der Tagung teilnehmen sollte), indem er sich auf die Rolle der Kunst im öffentlichen Raum bezieht. In einer durch digitale Techniken belebten und von dem Anspruch auf Selbstbestimmtheit geprägten Öffentlichkeit seien Planer und Architekten nötig, die offenen Sinns die Wechselspiele von Kunst und Stadt begleiten.

Konrad Hummel ist in seiner Analyse kritischer, wenn er skizziert, dass und wie sich in den Städten eine „Demokratiekrise" offenbart, die jenseits von „Plan oder Projekt?" existenzielle Fragen zur Zukunft der Städte aufwirft. Stadtplanung kann

aus seiner Sicht nur so erfolgreich sein, wie sie in die Demokratie integriert ist. Prekär sei insbesondere, dass die Temperatur der urbanen Prozesse aktuell steige, die Temperatur der Entscheidungsbildung aber im Kühlschrank bleibe. Stadtplanung und Stadtentwicklung trage unter diesen Umständen nicht zur Vertrauensbildung bei; zugleich nehme die Sichtbarkeit demokratischer Symbole und Institutionen im Stadtbild eher ab, und es stelle sich die Frage, wie es angesichts vieler Probleme und Herausforderungen gelingen könne, die Menschen aus allen Bevölkerungsgruppen an unsere Demokratie zu binden. Die Stadt ist dafür eine wichtige Ebene und Bühne, weil hier viele gesellschaftliche Probleme zutage treten und wir als Gesellschaft deshalb auch hier Antworten finden müssen. Wie solche Antworten auf die von ihm so eindringlich skizzierte Demokratiekrise lauten könnten, versucht Hummel anhand zweier Beispiele aus Mannheim zu zeigen; sie sind nicht als Königsweg gedacht, sondern als Prozess zu verstehen, mit dem Ziel, zu einer neuen, ernsthaft verstandenen und glaubwürdigen Teilhabe zu gelangen.

Marta Doehler-Behzadi argumentiert, dass etwa die neuzeitlichen IBAs das Verhältnis von Programm und Projekt jeweils für sich ausloten, und dass beide Seiten wie ein DNA-Strang miteinander verwoben seien. Planung muss aus ihrer Sicht eigene Projekte entwickeln, um den Plan als solchen auch umsetzen zu können. Dabei reichen Orientierungen wie die städtische Stadt, das dörfliche Dorf oder die ländliche Landschaft nicht mehr aus. Doehler-Behzadi plädiert stattdessen für ein neues Verhältnis der unterschiedlichen Siedlungsräume, das es zu entwickeln gelte. In ihrem Beitrag akzentuiert sie zur Erläuterung dieses neuen Verständnisses die darauf bezogenen Ansätze der IBA Thüringen. Diese zielen weniger auf das Verhältnis zwischen einzelnen Projekten und einem übergeordneten Plan, sondern auf eine neue Interpretation des Verhältnisses von Stadt und Land. Vor diesem Hintergrund kann das von ihr aufgerufene Reallabor ein beispielhafter Ansatz für eine Strategie im Diskurs zwischen Plan und Projekt sein.

Cord Soehlke hält die Trennung zwischen Plan und Projekten für willkürlich und verwendet den Begriff der (kommunalen) Strategie, die versucht, die große Vielfalt und Eigendynamik sehr unterschiedlicher Einzelprojekte immer wieder in eine konsistente Gesamtplanung einzubinden. Vergleichbar Doehler-Behzadi argumentiert er dafür, dass die Stadt auch die Aufgabe der Projektentwicklung übernimmt. Positive Erfahrungen, die in einer Stadt mit Kriterien und Verfahren gewonnen wurden, können auf neue Aufgaben und Herausforderungen übertragen werden. Daraus entwickelt sich dann gegebenenfalls die von Paul Börsch ebenfalls angesprochene Eigenlogik einer Stadt.

Gregor Langenbrinck argumentiert in die gleiche Richtung, wenn er darauf verweist, wie wichtig es ist, eine Haltung im Umgang mit den Aufgaben und Projekten in der Stadtentwicklung zu pflegen. Oft gehe es dabei weniger um das Erfinden von

Neuem, sondern um eine Kultivierung und Weiterentwicklung von etwas Bewährtem. Allzu häufig sähen viele Akteure mögliche Unvorhersehbarkeiten eher als Behinderung eines eigentlich kalkulierten Prozesses, stattdessen sei es erforderlich, dass auch die Profis endlich die Komfortzone der überlieferten Sicherheiten verlassen.

Mit diesen unterschiedlichen Positionen und Einschätzungen kann die Frage nach Plan oder Projekt nicht abschließend beantwortet werden. Vielleicht aber ist sie auch gar nicht entscheidend. Zumal Urbanität, wie es der Soziologe Hartmut Häußermann einmal formulierte, „nicht das Ergebnis bewusster planerischer Entscheidung ist, sondern das Ergebnis einer Entwicklung, an der eine Vielzahl unterschiedlicher Akteure, Interessen und Initiativen usw. beteiligt sind. In diesem vielschichtigen Prozess entsteht, wenn es gut geht, ein urbaner Ort. Planung behindert solche Prozesse eher, als dass sie diese befördert." Doch dieses Verdikt ist weniger vernichtend als es klingt; durch den Kontext wird klar, dass keineswegs die Daseinsberechtigung von Planung in Zweifel gezogen wird. Will sie aber ihre Rolle als steuernde Instanz zurückerlangen, muss die Improvisation – die im Kleinen durchaus Sinn macht – durch ein stabiles Konstrukt gestützt und in eine ganzheitliche Strategie eingebettet werden. Dabei kommt insbesondere der Frage, wie dabei immanente, bisher vielleicht kaum beachtete soziale und situative Qualitäten freigesetzt und für eine nachhaltige Konzeption der Stadt fruchtbar gemacht werden können, eine entscheidende Bedeutung zu.

Es heißt, wir leben in Zeiten ohne Codex, ohne verbindliche Konventionen. Hatte sich einst das Stadtbürgertum noch ehrfürchtig um bauliche Repräsentation, um Hierarchie und stadträumliche Ordnung gesorgt und klar zwischen hoher Kunst und Schund unterschieden, so biete sich nun die Stadt als zerlöcherter Flickenteppich von dispersen Stadtbausteinen und Teilöffentlichkeiten dar, als Pluriversum der Filterblasen und prinzipiell gleichwertiger Einzelpräferenzen. Doch wer weiß, vielleicht verhält es sich mit dem Urbanen heute wie mit der Karte in Jorge Luis Borges' berühmter Fabel „Del rigor en la ciencia" (Über die Genauigkeit von Wissenschaft). Da fertigen die Kartografen eines Imperiums eine Karte an, die derart exakt und umfassend ist, dass sie schließlich die Größe des repräsentierten Gebiets erreicht und Punkt für Punkt mit ihm zusammenfällt. In Zeiten von Globalisierung, Hybridisierung und Vernetzung ähnelt die Stadt tatsächlich dieser Karte. Mitnichten ist sie obsolet, wie oft behauptet wird. Vielmehr sieht man den Kanon vor lauter Kanon nicht. Allerorten wird daran gearbeitet, ihn noch repräsentativer, noch umfassender, noch größer zu machen, auf dass er der Realität nicht nur gerecht, sondern selbst Realität werde. Insbesondere die verführerischen Großerzählungen um „die schöne Stadt" haben seit etwa einem Jahrhundert dazu beigetragen, den Kanon zu einer solchen Borges'schen Karte umzugestalten.

Abb. 5: Modell / Plan eines neuen Stadtteils; Foto: *Stefan Krämer.*

Trotz der Vielzahl unterschiedlicher Positionen, Schattierungen und Argumente bleibt am Ende doch so etwas wie eine gemeinsame Annäherung an das Thema: Zum einen helfen heute ausformulierte, festgefügte Stadtvisionen nicht weiter. Denn deren Gebrauchswert, das lehrt die Geschichte, war immer dadurch beschränkt, dass mit ihr die Zeit ausgeschaltet wurde; der Wandel war stets zu wenig mitgedacht. Urbane Utopien waren nie als Prozess gedacht, nie beseelt von nichtlinearer Dynamik. Und die technokratischen Visionen der Spezialisten, ihre Hilfsmittel, mit denen sie hofften, die Stadtkrise zu überwinden, zeigten bloß ihre Begrenztheit. Welchen Grund gibt es zu glauben, dass dies sich bei den heutigen Projektionen anders verhielte? Zum anderen, und dem nicht widersprechend, ist und bleibt Stadtentwicklung eine komplizierte Angelegenheit mit vielen Wechselwirkungen und Rückkopplungseffekten. Es gibt diesbezüglich nicht nur „eine" Sichtweise und nicht nur „eine" richtige Entwicklung. Nicht alles, was möglich ist, ist auch realistisch. Nicht alles, was wahrnehmbar ist, ist zweifelsfrei. Und nicht alles was machbar ist, ist auch wünschenswert.

Berlin / Ludwigsburg / Esslingen, April 2018
Robert Kaltenbrunner, Stefan Krämer